

# Einführung

*»Diejenigen, die sich erinnern, sind in der Lage,  
im fragilen Moment der Gegenwart zu leben.  
Diejenigen, die sich nicht erinnern, leben nirgendwo.«*

Patricio Guzmán

*»We had the experience but missed the meaning,  
And approach to the meaning restores the experience  
In a different form ...«*

T. S. Eliot

Die Darstellung von Behandlungsprozessen ist ein genuiner Teil unserer klinischen Arbeit. Schon während der Ausbildung ist sie, neben der eigenen Lehranalyse und der Aneignung von theoretischem Wissen, das Zentrum, um das sich schließlich auch die Abschlussprüfungen drehen. Wir müssen nachvollziehbar beschreiben, wie wir mit dem Patient arbeiten, und dabei seinen Heilungsprozess zeigen können. Zugleich sind wir mit unterschiedlichen Anforderungen konfrontiert, wie Fälle dem Supervisor oder dem Dozent im Fallseminar präsentiert werden sollen. Verbatim? Gemäß Tonbandaufnahmen transkribiert? Mitschriften in den Stunden? Aufzeichnungen nach den Stunden? Viel wurde hierüber schon gestritten, und sicher wird es auch in Zukunft bei der Pluralität der Vorlieben bleiben, bei den Überzeugungen, dass das eigene Vorgehen das wahrhaft wissenschaftliche sei, oder dasjenige, das die nonverbalen Zwischentöne am besten erfasst. Dabei ist diese Anforderung immer nur zusammen mit einer anderen, mindestens ebenso wichtigen zu betrachten: Wie kann sich der angehende Analytiker am besten in den Zustand gleichschwebender Aufmerksamkeit bringen, wie sich darin mit größtmöglicher Offenheit für unbewusste Prozesse bewegen – und dann eben das, was er auf diese Weise erfährt und tut, beschreiben?

Doch auch später, in Seminaren, Vorträgen und Publikationen, bleiben Falldarstellungen elementarer Bestandteil jeglicher fachlich-klinischer Kommunikation und Auseinandersetzung. Es ist eine Selbstverständlichkeit unter Analytikern, ihre theoretischen Ideen und Konzeptionen mit Beispielen aus der eigenen klinischen Praxis zu illustrieren. Diese Selbstverständlichkeit nahm Rachel Blass, verantwortliche Redakteurin der Kontroversen im *International Journal*, zum Anlass, Dale Boesky und Elias Mallet da Rocha Barros zu bitten, sich über den Sinn und Zweck von Falldarstellungen genauer Gedanken zu machen.<sup>1</sup> Die

---

<sup>1</sup> Ihre Arbeiten wurden dann von Catherine Chabert diskutiert, ein Text, der hier aus Platzgründen nicht aufgenommen werden konnte.

Ausgangsfrage war: *Falldarstellungen: Was besagen sie darüber, was in einer Analyse wirklich geschieht, und wie tun sie das?*

Dale Boesky widmet seinen Beitrag einem zentralen, stets implizit vorhandenen, zuweilen jedoch vernachlässigten Aspekt von Falldarstellungen: der Konzeptualisierung ihres Kontextes. Um diesen Aspekt in allen Facetten zu erkunden, stellt er zunächst den Common Ground noch mal explizit in den Raum, von dem alle klinischen Überlegungen ausgehen: Das Leiden unserer Patienten macht sich in Phänomenen bemerkbar, »die ihre ursprüngliche Bedeutung verändert haben und nur zu erfassen sind, wenn man weiß, dass die Verbindungen zwischen manifester und latenter Bedeutung entstellt sind« (S. 23). *Wie* sich latente Bedeutung allerdings aus den manifesten Inhalten erschließen lässt, darüber gibt es unterschiedliche theoretische und behandlingstechnische Modelle. Unser Wissen darum, so Boesky weiter, dass es keine Bedeutung ohne Kontext gibt, müsse zur Folge haben, dass wir in unseren Falldarstellungen erklären, welchen Sequenzen welche kontextuelle Bedeutung zukommt. Kurzum, Boesky zielt auf eine Methodologie der Konzeptualisierung und fordert, entsprechende Kriterien explizit zu machen. Ausgangsfrage einer solchen Methodologie der Konzeptualisierung wäre: »Versuche zu verstehen, warum etwas *jetzt* passiert« (S. 25). Diese scheinbar einfache Frage impliziert auch, dass wir uns darüber Rechenschaft ablegen, warum wir eine bestimmte, in Erwägung gezogene Deutung *nicht* ausgesprochen haben (bzw., bezogen auf die Darstellung einer klinischen Arbeit, warum wir *diese* Deutung unerwähnt lassen und stattdessen *jene* aus dem vorhandenen Stundenmaterial zitieren und explorieren). Um zu verstehen, welche Interventionen welche Assoziation stimuliert haben mögen, ist es zudem notwendig, die Assoziationen des Patienten vor und nach einer Intervention zu untersuchen.

In diesem Zusammenhang, also bei detaillierter nachträglicher Exploration von eigenem klinischen Material, mahnt Boesky etwas Wichtiges an – etwas, das uns allen wohl hin und wieder aus den Augen geraten mag, nämlich, »dass beim Vorbereiten klinischer Falldarstellungen (meine eigenen eingeschlossen) mehr Gedanken auf Unsicherheiten verwendet werden, auf Fragen, die offen bleiben, auf noch ungeklärte Widersprüche im Material und auf eine großzügige Prise *non liquet*.« (S. 29). Auch mit der Frage, wie das Stundenmaterial protokolliert werden soll, setzt sich Boesky auseinander und stellt heraus, dass auch hier das Wichtigste die »kontextualisierenden klinischen Einzelheiten« (S. 30) sind – nochmal: Warum geschieht dies *jetzt*?

Es wäre allerdings ein Missverständnis, dass es Boesky darum geht, die Kontextualisierung beziehe sich entweder ausschließlich auf das interpersonale Geschehen zwischen Analytiker und Patient, oder auf den Bezug des Materials zu einer vermuteten historischen Wahrheit. Er bleibt stattdessen konsequent bei der Leitfrage, wie sich aus dem manifesten Inhalt die latenten ursprünglichen Bedeutungen erfassen lassen: Alle Assoziationen sind determiniert, sind psychodynamische Konsequenzen mächtiger unbewusster affektiver

Verknüpfungen. Will ich beschreiben, wie ich zu dieser und jener Deutung und/oder theoretischen Erkenntnis gelangt bin, muss ich diesen Weg nachzeichnen können. Zuletzt gibt uns Boesky drei Pole eines »dynamischen Dreifußes« als »konzeptuellen Anker« (S. 32) an die Hand, die jede Falldarstellung berücksichtigen sollte: Kindheitskonflikte, Erwachsenensymptome und deren Abkömmlinge in der Übertragung.

Da Rocha Barros nun fügt Boeskys Überlegungen einen anderen, nicht minder wichtigen Aspekt hinzu: Mit André Green weist er uns auf das Paradox hin, dass in jedem schreibenden Analytiker wirksam ist: »Er möchte mitteilen und überzeugen, kritisch denken und Recht haben, und das alles zur selben Zeit« (S. 35). Voraussetzung hierfür sei, dem Leser die lebendige Erfahrung eines Patienten zu vermitteln, dem dieser nie begegnete – und der zugleich im Material nicht identifizierbar werden darf. Die Aufgabe ist also, lebendige Erfahrung in eine diskursive Ebene zu übertragen, die wiederum im Leser eine lebendige Erfahrung evoziert – eine Erfahrung, die einerseits das vom Autor Dargestellte nachvollziehbar macht und zugleich Raum lässt für eigene Ideen. Die Fähigkeit zu »metaphorisierender Empathie«, zum Verfassen »affektiver Piktogramme«, in denen das Geschehen zwischen Analytiker und Patient verschriftete Repräsentanz findet, verdichtet da Rocha Barros im Begriff der *poetischen Funktion*, einer Funktion, die in der griechischen Mythologie durch die Göttin Mnemosyne repräsentiert wurde, die zugleich das Gedächtnis verkörperte. »Erinnern, Wissen und Sehen [haben] aus der poetischen Perspektive der Mnemosyne die gleiche Bedeutung« (S. 39). Damit ist einem Kernthema, das sich durch diesen Band zieht und ihm seinen Untertitel verleiht, Gestalt gegeben – immer wieder wird der Leser Mnemosyne begegnen, betrachtet aus den verschiedensten Perspektiven. Schließlich macht da Rocha Barros noch einen weiteren wichtigen Aspekt von Falldarstellungen deutlich: Dem Patient in der klinischen Situation zuzuhören und später über diese Erfahrung zu schreiben, sind zwei vollkommen unterschiedliche Haltungen – die Konsistenz, die Falldarstellungen und das Erarbeiten analytischer Theorien erfordern, wären im Behandlungsraum deplatziert, wo wir uns ja gerade auf das Unbekannte, Überraschende, Inkonsistente ausrichten.

Diese beiden Reflexionen über das Verfassen psychoanalytischer Texte sind mit Bedacht an den Anfang dieses Bandes gestellt. Wie benutzen Steyn, Campbell, Ogden und Botella ihre Fallbeispiele, was möchten sie zeigen? Enthalten ihre Texte eine Konzeptionalisierung des Kontextes? Lassen sie uns als Leser am lebendigen Geschehen in Behandlungsraum teilhaben und lassen sie uns zugleich ausreichend Raum für eigene Ideen zu dem, was sie uns an Stundenmaterial darstellen? Vor allem Steyn und Campbell untersuchen in ihren Arbeiten klinische Situationen, die eine extreme Herausforderung für jeden Analytiker wären, und zwischen den Zeilen wird bei beiden deutlich, wie sehr sie die reflektierende, theoretische Durchdringung dessen, was sie mit ihren Patienten

erlebten, für ihr analytisches Überleben, für das Rückgewinnen ihrer im Prozess zeitweilig untergegangenen analytischen Fähigkeiten brauchten.

Auf eine sehr genaue, sich selbst niemals schonende Weise zeigt Lesley Steyn anhand einer eigenen Fallvignette, was geschieht, wenn die Analytikerin zwar um die Projektionen der Patientin weiß, diese aber letztlich zurückweist, indem sie der Patientin klarzumachen sucht, dass es sich eben um deren Projektionen handelt. Was also geschieht, um es ganz einfach auszudrücken, wenn wir eine Projektion des Patienten internalisiert haben, das heißt, wenn wir zum archaischen Objekt geworden sind, dies aber selbst nicht empfinden können, eben weil wir es geworden sind, und stattdessen den Patienten zu überzeugen versuchen, dass es seine Phantasie von uns ist? Tatsächlich erlaubt die Autorin, nicht nur ihr Ringen mit dem Geschehen in der Stunde emotional und intellektuell nachzuvollziehen, sondern auch ihre differenzierte Auseinandersetzung mit dem, was sie in der British Psychoanalytic Society insbesondere von Analytikern der postkleinianischen Schule gelernt hat. Sie erlaubt sich, auf mögliche Fallstricke der von John Steiner konzeptualisierten analytikerzentrierten Deutung sowie des ausschließlichen Deutens im Hier und Jetzt hinzuweisen, indem sie darlegt, was passiert, wenn die K-Funktion des Analytikers, also unser Drang nach Wissenwollen, in der Arbeit mit einem Patient verloren geht – wenn also die analytikerzentrierte Deutung zur Taktik gerinnt und das Deuten im Hier und Jetzt verfolgenden Charakter bekommt. Auf der anderen Seite warnt sie vor der Gefahr von Selbstoffenbarungen des Analytikers und zeigt, wie und warum diese den Patienten überfordert. Stattdessen plädiert sie für eine Haltung, die dem Patienten das innere Ringen des Analytikers vermittelt, ohne den Patienten mit dessen Einzelheiten zu behelligen. Auf diese Weise bekommt der Patient mit, dass der Analytiker sich weder für unfehlbar hält, noch als unangemessen bedürftig, sondern dass es ihm gelingt, eigene innere Ambivalenzen und Unzulänglichkeiten zu erkennen, sich mit ihnen auseinanderzusetzen und schließlich ausreichend Empathie für die Integration eigener abgespaltener Teile mobilisieren zu können. Wenn der Patient einen solchen Prozess im Analytiker spüren kann, ohne mit konkreten Inhalten belastet zu werden, kann er aus dieser Erfahrung höchst Wertvolles für die eigene psychische Horizonterweiterung lernen.

Wie sehr es Donald Campbell gelingt, da Rocha Barros' Forderung nach Vermittlung der lebendigen Erfahrung im Behandlungsraum zu erfüllen, wird beim Lesen seiner Arbeit über »Zweifel in der Psychoanalyse eines Pädophilen« auf geradezu unangenehme Weise deutlich. Viele Jahre nach der psychoanalytischen Behandlung eines in seiner Kindheit selbst schwer missbrauchten Pädophilen untersucht Campbell seine fast immer von emotionaler Anspannung begleitete Arbeit mit diesem Patienten in Hinblick auf die Zweifel, die in verschiedensten Qualitäten und Intensitäten diese schwierige Analyse von der ersten bis zur letzten Stunde prägten. Ähnlich ergeht es dem Leser, der ebenfalls Seite um Seite von Zweifeln hin- und hergerissen wird: Zweifeln an dem, was

der Patient in den Stunden berichtet, aber auch von Zweifeln, ob das, was Campbell da tat, ethisch vertretbar ist oder nicht. Nicht zuletzt wird es vielleicht auch manchen Zweifel an einigen von Campbells Interpretationen des Geschehens zwischen ihm und dem Patienten geben. So ist der Autor der Auffassung, dass der Patient die Behandlung mit dem Satz »Es ist nichts passiert« beendete, weil er fürchtete, dass der Analytiker ihn anzeigen könnte. Eine andere Lesart wäre, dass der Patient sich vor seiner eigenen Fähigkeit fürchtete, den Analytiker zum korrumpierten Mitwisser gemacht zu haben, der eben gemäß dem Motto »Es ist nichts passiert« handelte, in dem er Herrn S. gerade *nicht* anzeigte.

Campbell unterscheidet in seinem Text zwischen aufrichtigem, inhärentem und sadistischem Zweifel – und bis zum Schluss entlässt er uns nicht aus einer zweifelnden Verfasstheit, die hierzwischen stets changiert. Nicht zuletzt wegen der schwierigen Frage nach Pflichten und Grenzen der Schweigepflicht und der Aktualität psychoanalytischer Auseinandersetzungen mit dem Thema Pädophilie haben wir diese Arbeit auf unserer Homepage veröffentlicht und laden Sie zu einer Diskussion hierüber ein: [www.internationale-psychoanalyse.de](http://www.internationale-psychoanalyse.de).

Angesichts seines eigenen nahenden Todes konnte Winnicott sein Wissen um *die Angst vor dem Zusammenbruch* nur mehr skizzenhaft darlegen. Das Niedergeschriebene blieb gleichsam ein Text in statu nascendi. Für Thomas Ogden gehört ebendiese Schrift zu einem Kanon von Texten, die ihn in seiner menschlichen Existenz zutiefst beeinflussten. Seine Befassung mit Winnicotts unvollendetem Werk ist detailgenaue Befragung und Fortschreibung zugleich. Dreh- und Angelpunkt ist dabei die Frage, was Winnicott mit dem Begriff ›Zusammenbruch‹ gemeint hat. Geht es um »das Zerschneiden des Verstandes in der Psychose«? Oder um »eine Abwehr der Psychose, eine Abwehr gegen den Zusammenbruch oder eine Abwehr gegen die primitiven Seelenqualen« (S. 117)? All dies verneint Ogden schließlich. Für ihn bedeutet dieser Zusammenbruch das Zerschneiden der Mutter-Kind-Beziehung, was im Säugling, der noch keine Ahnung davon in sich tragen kann, dass dies zu überleben wäre, einen seine Erlebensfähigkeit sprengenden Zustand von ›Vernichtetheit‹ auslöst.

Wie die Angst vor diesem – in der Vergangenheit liegenden, aber in der Zukunft erwarteten – Zusammenbruch in der analytischen Arbeit überwunden werden kann, zeigt Ogden schließlich anhand eines eindrucklichen Fallbeispiels. Hier können wir, ebenso wie bei Steyns und Campbells Falldarstellungen, detailliert nachvollziehen, wo und in welchen Gestalten Mnemosyne wieder auftaucht, ob und inwiefern sich Boeskys Konzept der Kontextualisierung und da Rocha Barros' Forderung nach lebendiger Vermittlung des Geschehens im Behandlungsraum wiederfinden.

Winnicotts Gedanken zur frühen Eltern-Kind-Beziehung und deren Wirkungen auf die Psyche des Kindes spielen auch im nächsten Beitrag eine wichtige Rolle, wenngleich

in ganz anderem Zusammenhang. In ihrer Arbeit »Affektregulierung: Halten, containen und spiegeln« unterziehen die drei dänischen Autoren Signe Holm Pedersen, Stig Poulsen und Susanne Lunn die »Theorie des sozialen Biofeedbacks durch elterliche Affektspiegelung« von Gergely und seinen Mitarbeitern (die auch bei Peter Fonagy und Mary Target eine wichtige Rolle spielt, vgl. PSYCHE, 9/10 2002, S. 839ff.), einer sorgfältigen Analyse. Gergely et alii möchten ihre Theorie als eine Art Operationalisierung der klassischen Konzepte des Haltens, Containens und Spiegeln betrachtet wissen. Wie viel jedoch an grundlegenden Erkenntnissen über die frühkindliche Entwicklung verloren ginge, würde man diesem Anspruch kritiklos folgen, das zeigen die drei Autoren detailliert auf, indem sie zunächst Gergelys Biofeedback-Theorie und deren grundlegende Annahmen über die Schaffung von Repräsentationen der primären Gefühle darstellen und dann Winnicotts Konzept des Haltens, Bions Containment-Modell und Kohuts Begriff des Spiegeln beschreiben, um schließlich auf diesem Fundament die jeweiligen Gemeinsamkeiten und Unterschiede herauszuarbeiten. Während Winnicott beispielsweise von einem undifferenzierten Seinszustand zu Beginn des Lebens ausgeht, beruht die Theorie von Gergely et al. auf der grundlegenden Annahme, dass bereits der Säugling zwischen Innerem und Äußerem zu unterscheiden vermag. Ferner zeigen sie, dass es bei der Biofeedback-Theorie eher um die Entwicklung kognitiver Fähigkeiten zu gehen scheint, nämlich Affekte zu registrieren und zu verstehen, wohingegen es Winnicott um etwas anderes ging, nämlich »um die kindliche Entwicklung hin zu einem im Körper verankerten subjektiven Sein, d. h. um die Fähigkeit, ein Selbst zu haben oder zu sein« (S. 139). Des Weiteren zeigt sich, dass die Theorie von Gergely et al. auf einem ganz anderen, bewusstseinsnäheren Verständnis von Subjektivität, von Entwicklung und der frühen Mutter-Kind-Beziehung beruht als sie in den psychoanalytischen Konzepten des Haltens, Containens und Spiegeln enthalten ist. Nicht unwesentlich wird dies mit den unterschiedlichen Gegenstandsbildungen und Forschungsmethoden zusammenhängen: Während Gergely et al. ihre Theorie allein aus der empirischen Babybeobachtung (dem »beobachteten Kind«, wie es André Green ausdrückte) gewinnen, beruht beispielsweise Winnicotts Arbeit auf einer Kombination aus Säuglingsbeobachtung, der analytischen Arbeit mit Kindern und jener mit Erwachsenen. Das Fazit der Autoren ist, dass die Ähnlichkeiten zwischen den klassischen Theorien und der von Gergely et al. über eine deskriptive Ebene nicht hinausgelangen. Der möglichen Gefahr von Verflachungen, wenn Letztere als Operationalisierung Ersterer verstanden werden, treten die drei Autoren mit ihrer Studie wirksam entgegen. Gerade durch die vergleichende Diskussion der vier Konzepte gelingt es ihnen, deren jeweiligen Kern zu verdeutlichen.

Wenn Edmundo Gómez Mango im folgenden Beitrag Jean-Bertrand Pontalis als »Denker der Psychoanalyse« würdigt, leuchtet das intellektuelle *Savoir-vivre* im Paris des vorigen Jahrhunderts in nostalgischem Licht auf. Mango portraitiert den französi-

schen Psychoanalytiker als unermüdlichen »Fährmann« im Bereich des Intermediären; ob zwischen halluzinatorischer Wunscherfüllung und dem »wirklichen« Leben, zwischen Trauer und Schmerz oder zwischen Psychoanalyse, Literatur und Kunst. Mit dem berühmten *Vocabu*, wie er es selbst spielerisch nannte, verfassten er und Jean Laplanche nichts Geringeres als die Gründungsschrift jener Bewegung der französischen Psychoanalyse, die sich von Lacan abgrenzte und buchstäblich zu Freud zurückkehrte. Doch nicht nur das. Mit dem *Vokabular der Psychoanalyse* haben uns die beiden großen Franzosen ein ebenso solides wie wendiges Boot hinterlassen, mit dem wir auch heute jederzeit verschiedenste Gebiete in Freuds weit verzweigtem Werk erkunden können, wobei – wie beispielsweise der Beitrag von Botella in diesem Band zeigen wird – sich auch immer wieder noch (scheinbar) unerforschte Nischen entdecken lassen. Solche Entdeckungsreisen machten die beiden Autoren bekanntlich auch gerne selbst. Ein Beispiel ist die Erfahrung des Trauerns an sich, die Traueraktivität, mit der sich Freud nicht befasst hatte und auf die Pontalis immer wieder zurückkam. Sein Begriff der *Osmose* zielte auf die Transformationen zwischen den Erinnerungsspuren des visuellen Gedächtnisses und jenen des Unbewussten. Daran anschließend ist zu hoffen, dass auch die Bücher aus den letzten Jahren dieses wachen Träumers (sh. S. 165) irgendwann in deutscher Sprache zugänglich gemacht werden.

Aus der im *International Journal* neu eingeführten Rubrik »Aktuelle Debatten der Psychoanalyse« finden sich in diesem Auswahlband die Arbeit »Über das Erinnern« von César Botella und deren Diskussion durch Dominique Scarfone<sup>2</sup>. César Botella nimmt hier den von ihm und Sara Botella 2011 eingeführten Begriff der *Regredienz* wieder auf und sucht ihn für sein »Konzept eines Gedächtnisses ohne Erinnerung« sowie die sich hieraus ergebende behandlingstechnische Aufgabe nutzbar zu machen, wie Analytiker und Analysanden sich jener seelischen Residuen nähern können, die zwar in jedem von uns existent, aber nicht repräsentiert sind. In der *Traumdeutung* hatte sich Freud mit dem Prozess des Erinnerns im Sinne eines schöpferischen Prozesses zwar befasst, die diesbezüglichen Ideen jedoch nicht explizit ausgearbeitet. Stattdessen habe er, so Botella, ein »archäologisches Modell« des Gedächtnisses entworfen. Es waren dann Winnicott und Bion, die das Gedächtnis jenseits seiner Erinnerungsfähigkeit konzeptualisierten – Winnicotts Text »Die Angst vor dem Zusammenbruch«, dem sich Ogden in diesem Band widmet, handelt bekanntlich von nichts anderem. Die zentrale klinische Frage ist, wie sich jene innerpsychischen Residuen in der analytischen Situation aufspüren lassen und wie wir ihnen Form und Gestalt geben können, damit sie für den Patienten erfahrbar und integrierbar werden. Botella empfiehlt, dass sich der Analytiker hierfür

2 Auch hier mussten wir uns aus Platzgründen beschränken und konnten die beiden anderen Diskussionen der deutschsprachigen Autoren Udo Hock und Tilman Habermas nicht aufnehmen.

in einen Zustand von regredientem Zuhören begeben soll, den er ausdrücklich von der freischwebenden Aufmerksamkeit abgrenzt. Was er hiermit meint, beschreibt er an einem ausführlichen Fallbeispiel.

Dass es sich bei Botellas lehrreichem Text um eine luzide theoretische und sorgfältige behandlungstechnische Arbeit handelt, ist unbestritten. Dem Anspruch, dass seine *transformatorische regrediente Psychoanalyse* tatsächlich eine »Erneuerung der psychoanalytischen Methode« (S. 201) darstellt, dem mag zumindest Dominique Scarfone nicht folgen. In seiner Diskussion von Botellas Arbeit setzt er sich zunächst kritisch mit dessen Auffassung vom »sogenannten ›archäologischen Modell‹« Freuds auseinander, dem er selbst eine andere und weniger zentrale Bedeutung beimisst. Unter anderem erinnert er daran, dass Freud stets alles Seelische im Körperlichen verortete, also eine dynamischere Auffassung des Gedächtnisses vertrat, als es bei Botella erscheint. Das Hauptziel unserer Arbeit in Bezug auf im Patienten wirksames, aber nicht erinnerbares Vergangenes sei nach wie vor dessen »Reproduzieren auf psychischem Gebiete« (Freud), was Botella in seinem Fallbeispiel und seiner Anwendung dessen, was er Regredienz nennt, eindrucksvoll gelänge. Ist das regrediente Zuhören also vielleicht eher eine *Wiederbelebung* von Methoden wie Reiks *Hören mit dem dritten Ohr* oder Bions *Rêverie*? Von Weisen des Umgangs mit dem Patienten und uns selbst in der Sitzung also, die wir uns tatsächlich immer wieder aufs Neue aneignen müssen, und vielleicht auch ein ums andere Mal in erneuten theoretischen Annäherungen? Es gilt, so Scarfone resümierend, diese besondere Art des »leidenschaftlichen Zuhörens«, wie Hermann Beland sie nennt, welche die Psychoanalyse von allen anderen psychotherapeutischen Ansätzen unterscheidet und die auch nur im Rahmen des aufwändigen psychoanalytischen Settings ihre Kraft entfalten kann, immer und immer wieder neu zu beleben, manchmal sogar mehrmals innerhalb einer Sitzung – »einfach weil die Modi des analytischen Zuhörens ihrerseits dem gleichen Widerstand unterworfen sind wie die freie Assoziation des Patienten« (S. 209).

Den Abschluss dieses Bandes bilden zwei Filmessays. Die beiden Autoren Judy Gammelgaard und Judith Edwards betrachten ›ihre‹ jeweiligen Filme auf sehr unterschiedliche Weise, und wengleich beide Filme nicht zuletzt von jenem Thema handeln, dass durch Mnemosyne Eintritt in diesen Band gefunden hatte, so tun sie das doch auf vollkommen verschiedene Weise. Es geht um seelische Zusammenbrüche, um die Zerstörung einer vorausgesetzten Wirklichkeit und um teils äußerst bizarre Versuche, diese (wieder) zu finden.

Unter dem Titel »Wie ein Kiesel in deinem Schuh« widmet sich die dänische Psychoanalytikerin Judy Gammelgaard anhand ihrer psychoanalytischen Lesart zu Lars von Triers *Breaking the Waves* und *Antichrist* dem Werk ihres Landsmannes, der spätestens seit seinem Auftritt in Cannes 2009 selbst zu einem Kiesel im Schuh der Filmszene avancierte. Theoretischer Hintergrund ihrer Analyse bildet Lacans Konzeption des Kunstwerks als *Sinthom* des Künstlers, seine Theorie der drei Register des Imaginären, des Symbolischen

und des Realen, sowie seine Analyse von Joyces *Ulysses*. Als übergreifendes Thema der Filme Lars von Triers betrachtet Gammelgaard das »exzessive Trauma«, das diese auf erzählerischer wie auf gestalterischer Ebene durchdringt. In den beiden hier näher untersuchten Filmen macht sie jeweils eine Bruchstelle (breaking point) aus, die sich auf der Erzählebene nicht erschließt. An diesen Bruchstellen manifestiert sich am deutlichsten eine paradoxe Frage Gammelgaards: Wie lässt sich im Zuschauer zeitgenössischer Filme ausreichende »Geistesgegenwart« (Walter Benjamin) aufbringen, damit sich filmische Schocks produktiv auswirken, wenn diese durch ebendiese Schocks zerstört wird?

Von hier aus ist es nicht weit zur Persönlichkeit und Lebensgeschichte Lars von Triers und der Feststellung, dass dieser seine Filmbilder gerade nicht als Träger von Bedeutung im Register des Symbolischen oder Imaginären nutzt. Ihre verstörende Wirkung beruht stattdessen darauf, dass sie unverdaute Erfahrungen des Realen (im Lacan'schen Sinne) *jenseits* einer Ebene des Symbolischen oder Imaginären darstellen. Gammelgaard betrachtet von Triers leidenschaftliches Filmschaffen als späten Versuch, jene Einheit und Kontrolle zu finden, die dem Kind im Spiegelstadium vermittelt wird und die ihm als Kind versagt geblieben war. In den Bruchstellen seiner Filme findet Gammelgaard den Zusammenbruch eben jenes Versuchs. »Die Bilder verstümmelter Körper vermitteln die Rückkehr zur kindlichen Erfahrung eines Ichs, welches das Leiden an körperlicher Fragmentiertheit und Hilflosigkeit nicht beherrschen kann« (S. 228). In der »Lust« des Zuschauers, sich an diesen Bruchstellen nicht abzuwenden, sondern der Sogwirkung nachzugeben, sieht Gammelgaard den Versuch, eigene unbewältigte Traumata zu binden.

Von einer diametral entgegengesetzten Form ebenso vergeblicher Traumabewältigung handelt der Dokumentarfilm *Nostalgia de la Luz – Heimweh nach den Sternen* des chilenischen Filmemachers Patricio Guzmán. Judith Edwards hat nicht den Anspruch, eine klassische Filmrezension zu verfassen, und so liest sich ihr Text als eine Art geistesgegenwärtige Meditation über einen Film, der seinerseits etwas zutiefst Meditatives und Melancholisches hat und den Zuschauer zum Nachdenken auf vielerlei Ebenen anregt. Der Film selbst bewegt sich auf drei Ebenen, der des Astronomen, der eines Archäologen und auf der jener Frauen, die seit vielen Jahren den Sand der Atacama-Wüste durchsieben, um Überreste ihrer Lieben zu finden, die während der Pinochet-Diktatur verschwanden und ermordet wurden. Unter anderem lässt er sich als Studie über den Begriff Nostalgie betrachten, über deren etymologische Herkunft die Autorin Auskunft gibt: Eingeführt wurde er 1688 vom Schweizer Arzt Johannes Hofer, um die tiefe Sehnsucht nach Heimkehr zu beschreiben (abgeleitet vom griechischen *nostos*, sh. S. 235). Die Sehnsucht nach dem in der Vergangenheit Entschwundenen treibt die im Sand herumstochernden Frauen jeden Tag aufs Neue an; und auf andere Weise findet sie sich beispielsweise im leidenschaftlichen Suchen der Astronomen nach unserem Ursprung, den sie in den Sternen zu finden glauben.

Wenn Judith Edwards gegen Ende ihrer Filmstudie von einer jungen Frau erzählt, die im Labor der Astronomen arbeitet und ihr Baby stillt, und wir erfahren, dass sie die Tochter von »Verschwundenen« ist und bei ihren Großeltern aufwuchs, die das Versteck ihrer Eltern hatten preisgeben müssen, um ihre Enkelin zu retten, dann scheint mit schmerzhafter Intensität das unlösbare Dilemma von Verlust und Heilung auf, das nostalgische Dilemma, das ein Verweilen in einem Zustand von Zeitlosigkeit so verführerisch machen kann. Es ist, wie Ogden beschrieb, die Ambivalenz »zwischen dem Wunsch, weiterhin lebendig in seinen Objektbeziehungen zu sein, und dem, eins mit den toten Objekten zu sein« (S. 242). Es ist, wie die Autorin selbst sagt, »die lebenslange Dialektik von Zeit und Zeitlosigkeit« (S. 238).

Hiermit möchte ich meine einführenden Betrachtungen in den zehnten Band mit Texten aus dem *International Journal of Psychoanalysis* beenden – eine Textauswahl, die diesmal metatheoretisch beginnt und metaphysisch endet. Jean-Michel Quinodoz, der ein sehr persönliches Vorwort verfasst hat, gilt mein tief empfundener Dank. Es ist mir eine große Ehre, seit zehn Jahren an der Entwicklung der europäischen Annuals mit ihm zusammenarbeiten zu dürfen. Ebenfalls danke ich den Beiratsmitgliedern, die auch in diesem Jahr nicht nur engagiert die Texte mit auswählten, sondern die meisten der Übersetzungen anfertigten und geduldig die vielen Änderungen einarbeiteten, die Antje Vaihinger und ich ihnen auch diesmal wieder zumuteten. Richard Rink ist nicht nur das jüngste Beiratsmitglied, sondern besorgte in diesem Jahr dankenswerterweise die Zitat- und Bibliografiercherche und fertigte die Register an. Last not least möchte ich mich bei Antje Vaihinger sowie Hans-Jürgen Wirth, Grit Sündermann und Melanie Fehr-Fichtner vom Psychosozial-Verlag sehr herzlich für die gute, stets verlässliche Zusammenarbeit der letzten zehn Jahre bedanken. Und ein besonderer Dank gilt an dieser Stelle Gert Mauss.

*Angela Mauss-Hanke*